Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 40 (1914)
Heft: 14

Artikel: Theorie und Praxis
Autor: Czischka, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-446610

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Augenscheinkommission

Den ganzen Sonntag hatte Alois Schönenberger an seinem Stubentisch gesessen und sich mit mehr oder weniger mißratenen Versuchen in der edlen Kunst des Schreibens herumgeplagt. Spät am Abend, als es schon dunkel auf den Feldern lag, ging er, einen gelben Brief vorsichtig an die Herzgegend pressend, mit zaghaften Schritten die Straße hinunter, schwenkte dann links ein und steuerte auf ein Haus zu, das, für diejenigen, die es wußten, das Postbureau des Ortes war. Er schob den Brief in den Kasten und vergewisserte sich, indem er das Ohr an die Oeffnung legte und den Atem anhielt, ob er auch wirklich hinunterglitt, oder ob er nicht etwa, von einem Anfall von Tücke heimgesucht, auf halbem Wege stecken blieb.

Der Brief plumpste mit gedämpftem Geräusch in den Kasten, und somit war für Alois Schönenberger der Zeitpunkt da, an dem er sich, aller Sorgen des laufenden Tages ledig, getrost zu seinem Freund, dem Gottlieb Rosenbühler, in das Restaurant zum Rösli begeben und in aller Gemütsruhe einen Dreier Alten hinter die Binde gießen konnte. Dies besorgte er dann auch mit der gebührenden Andacht und Würde, die man dieser hochwichtigen Beschäftigung entgegenbringen muß. Gottlieb Rosenbühler schaute lange zu, wie sich sein Freund Alois Schönenberger die purpurene Flüssigkeit lächelnd durch die Finger scheinen ließ. Dann machte Gottlieb Rosenbühler eine Handbewegung, als gelte es, die Aufmerksamkeit einer ganzen Gemeindeversammlung auf sich zu lenken und begann:

„Dir geht es gut, Alois. Oder?" Alois nickte lächelnd.

„Ja", sagte er einige Augenblicke später. — „Ich habe heute geschrieben".

Er sagte das, als wäre diese Verrichtung allermindestens gleichbedeutend mit der Erfindung einer Luftdampfmaschine oder mit einem dreifachen Kindsmord.

„Geschrieben? So? Und von wegen was tust du denn schreiben, Alois?" fragte Gottlieb, indem er sich bedächtig an seines Freundes Tisch setzte.

„Die Eingabe habe ich gemacht", sagte nun Alois wieder und schaute Gottlieb mit forschenden Aeuglein an, damit ihm ja der Eindruck, den seine Worte unbedingt machen mußten, nicht entgehen könne.

„Die Eingabe? Hm . . . Was für . . . . Ach so! Ja, ja. Wegen der Jauchegrube?"

Alois nickte verständnisvoll. „Achtzig Franken kostets und hundertzwanzig mich".

„Ja? So, so."

„Wenn sie's halt annehmen tun", sagte er mit länger werdendem Gesicht, fügte aber gleich darauf vertrauensvoll hinzu:

„Aber sie werden schon. Ganz sicher werden sie."

„Ja, ja, gewiß — werden sie" bestätigte Gottlieb und holte sich ein gefülltes Glas herbei. Dann sprachen sie noch etliche Dreier lang von der Eingabe, von der Grube, von der Regierung, und auch von erbaulicheren Dingen.

* * *

Alois Schönenberger hatte einen langen Schlaf vor sich, ehe die Entscheidung nahte. Am andern Tag saß er oder stand er größtenteils auf seinem Gütlein herum und wartete auf den Briefträger. Aber er kam nicht. Er kam auch des andern Tages nicht, und nach zwei Wochen war noch immer nichts von einem Briefträger zu sehen. Abermals vierzehn Tage später traf Alois den Bauern Konrad Emmenegger. Der hatte auch schon mit der Regierung zu tun gehabt und klärte ihn darüber auf, daß man nicht gut daran tue, auf eine Entscheidung der Regierung zu warten. Am besten sei es, man vergesse die ganze Geschichte; wenn man dann nach einem Jährchen oder nach zweien plötzlich von dem Schreiben überrascht werde, freue es einen umsomehr.

Also Alois Schönenberger vergaß. Er hätte es auch ohne den guten Rat getan; denn es ist nun einmal nicht Sache eines einzigen Menschen, tagein, tagaus an dasselbe zu denken.

Eines Tages fuhr ein ratterndes Automobil ins Dorf und direkt auf Alois Schönenbergers Baulichkeit zu. Alois trat unter die Türe und sah vier noblichte Stadtherren aussteigen. Einer von ihnen trat auf Alois zu, nannte einen Namen, den der Bauer in der Aufregung nicht verstand und fragte nach dem Landwirt Alois Schönenberger.

„Der bin ich", sagte Alois etwas kleinlaut; denn man konnte ja nicht wissen, ob die feinen Herren nicht von der Polizei waren, und mit der Polizei kann man ebenfalls zu tun bekommen, ohne daß man sich dessen bewußt ist. Wer kennt sich denn in unserer komplizierten Zeit noch aus?

Die vier Herren spazierten um Alois Schönenbergers Häuschen herum, was bald geschehen war, denn es tat sich nicht übermäßig groß. Dann betrachteten die Herrschaften die Aussichten, ließen sich die nächsten Berge nennen und machten sich schließlich wieder daran, einzusteigen.

„Und die Grube?" fragte einer der Herren den noch immer dabei stehenden Alois Schönenberger, als die übrigen sich schon im Auto niedergelassen hatten.

„Die Grube?" fragte Alois Schönenberger statt einer Antwort wieder und sperrte den Mund auf.

„Na ja, die Jauchegrube", rief nun der Herr ziemlich laut und ungeduldig.

„Ja, ja, die Grube", sagte Alois eifrig und atmenlos; denn er begann zu merken, daß er es mit einer Kommission zu tun hatte, die sich die Sache betrachten wollte. „Ja, ja, wenn Sie sie sehen wollen — sie ist hinten — hinter dem Haus . . . ."

„So? Danke. Leben Sie wohl", rief der fremde Herr, stieg ein, und mit Geratter ging es weiter.

Alois Schönenberger stand noch ebenso ratlos wie im ersten Augenblick auf dem gleichen Fleck, als man das Auto nicht einmal mehr tuten hörte, ja als sich selbst das letzte Gerüchlein schon verflüchtigt hatte. Nach und nach aber kam Leben in das verblüffte Bäuerlein. Schnurstraks eilte es zu Freund Gottlieb, wo man den guten Alten trank. Gottlieb wunderte sich nicht nur ein bißchen, als er Alois Schönenberger, beide Hände vor sich her streckend, ins Zimmer stürzen sah und reden hörte:

„Sie sind da gewesen. Vier Mann mit einem Automobil!"

„Wer denn, Alois?"

„Die Kommission!"

„Was für eine Kommission, Alois?"

„Wegen der Grube — der Jauchegrube."

„Was du nicht sagst! Vier Mann? Da werden sie's wohl machen."

Alois strahlte und nickte bestätigend.

„Haben sie was gesagt, Alois?"

„Gesagt? Nein. Sie haben es sehr eilig gehabt, die Herren. Weißt du, solche Herren haben sehr viel zu tun."

„Ja, ja," bestätigte der Wirt nickend.

Dann sprachen sie wieder einige Liter lang, um sich spät am Abend zu trennen.

Es dauerte abermals so lange, daß Alois nicht mehr an das Vorgefallene dachte. Dann kam eines Tages der Briefträger mit einem großen, dunkelgelben Brief.

Alois verzog sich damit in seine Stube, wie sich ein Hund mit seinem erwischten Knochen in einen Winkel verzieht. Mit zitternden Fingern riß er den Umschlag auf und las:

„In Erledigung Ihres Gesuches vom 17. Oktober v. J. und nach Entgegennahme des Berichtes der Augenscheinkommission vom 21. September d. J. sind wir genötigt, Ihnen mitzuteilen, daß wir dem Ersuchen um Subvention Ihrer Jauchegrube im Betrage von 80.— Franken in Anbetracht des allgemeinen schlechten Geschäftsganges leider nicht entsprechen können.

Im Auftrage eines hohen Regierungsrates . . . .

Name unleserlich.

Am 9. Dezember 1913.

NB. Es liegt bei: Das Gutachten der Augenscheinkommission.

Dieses Gutachten lautete:

Des weitern haben wir am 21. September d. J. in Augenschein genommen:

Die Jauchegrube des Landwirtes Alois Schönenberger zu Kurzingen und sind nach genauer Prüfung aller in Betracht kommenden Umstände und nach reiflicher und ernster Ueberlegung dazu gekommen, Ihnen folgendes zu empfehlen:

Die Verhältnisse am Augenscheinsobjekte sind nicht unbedingt verbesserungsbedürftig, das umsoweniger, als das Objekt durchaus nicht an auffallender Oertlichkeit plaziert ist. In Anbetracht des schlechten Finanzstandes aber fühlen wir uns verpflichtet, die hohe Regierung vor neuerlichen, nicht unbedingt notwendigen Ausgaben zu behüten und können deswegen nicht umhin, der hohen Regierung Ablehnung des Subventionsgesuches des Landwirtes Alois Schönenberger in Höhe von 80.— Franken zu beantragen.

Die Augenscheinkommission:
Vier unleserliche Unterschriften.

NB. Die Auslagenrechnung pro 21. September liegt bei.

Diese Auslagenrechnung, die man auf der Regierungskanzlei offenbar abzutrennen vergessen hatte, lag nun der Nachschrift ent-, der Vorsicht aber widersprechend, noch bei und enthielt folgende Posten:

An Taggeldern	4 × 18.— Fr.	72.—
An Spesen	4 × 3.50 Fr.	14.—
Automiete		68.—
Verpflegung für den Chauffeur		4.—
Total	Frs.	158.—

Nachdem Alois Schönenberger dies gelesen hatte, schritt er finsteren Gesichts zu seinem Freund Gottlieb in die Wirtsstube und blieb verschiedene Halbliter lang dort. Aber gesprochen haben die beiden an diesem Abend nichts, man müßte denn die verschiedenen Flüche, die Alois von sich gab, also bezeichnen.

Paul Altheer

Theorie und Praxis

Tante und Bubi saßen nebeneinander auf der Gartenbank.

Die fromme Dame erklärte dem Jungen den bekannten Bibelspruch von dem Haar, das ohne Gottes Willen nicht gekrümmt werden könne, während der Bengel eifrig daran war, aus einem gebrochenen Stuhlbein einen General zu schnitzen, zu welcher Tätigkeit ihn der hölzerne Napoleon im Gewerbemuseum angespornt hatte. Aber jedes Handwerk will gelernt sein. Als von dem Holz nicht mehr viel übrig war und der General immer noch mehr einem Hundeembryo als einem menschlichen Wesen glich, wurde das Kind ungeduldig: „Der Mann mit dem großen dreieckigen Hut im Museum ist doch so hübsch gewesen. Warum kann nicht auch ich so etwas machen?"

„Das ist sehr einfach, Fritzchen," belehrte ihn die Tante, über deren jungfräuliches Faltenantlitz ein Lächeln der Befriedigung huschte. „Der Künstler, der den Mann mit dem großen Hut geschnitzt hat, ist ein braver Mensch gewesen, und der liebe Gott hat ihn dafür belohnt — während du ein unartiger Schlingel bist."

„Warum will aber der liebe Gott nicht, daß auch ich ein braver Mensch bin, Tante? Du hast doch erzählt, daß alles, was geschieht, der liebe Gott macht," sagte Fritzchen darauf ganz weinerlich, da er diese Parteilichkeit des guten Himmelvaters nicht begreifen konnte.

Rudolf Czischka, Bern.